



Dokumentation zum Workshop

Image statt Inhalt? – Warum wir eine bessere Wissenschaftskommunikation brauchen

am 30. Juni und 1. Juli 2014 in Hannover

Weitere Informationen finden Sie unter www.volkswagenstiftung.de/wowk14

Programmteil II: „Meine fünf Kriterien für gute Wissenschaftskommunikation“ **Gabriele Heinen-Kljajić, Niedersächsische Ministerin für Wissenschaft und Kultur**

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

ich habe mich offen gestanden über die Einladung zu dieser Veranstaltung sehr gefreut. Ich finde es gut, dass die VolkswagenStiftung die Frage, *warum wir eine bessere Wissenschaftskommunikation brauchen*, in diesem Format aufgegriffen hat, weil es vor allen Dingen ein Thema ist, das auch jenseits des Raumes Wissenschaft zunehmend an Bedeutung und Relevanz gewinnt.

Wissenschaftskommunikation hat zwei Ebenen. Sie hat einmal die rein wissenschaftsimmanente Ebene: Wissenschaft ist ohne Kommunikation schlicht und ergreifend nicht oder nicht mehr denkbar, da sie traditionell – das wissen Sie besser als ich – vom Austausch lebt, von der kritischen Auseinandersetzung, von der Widerlegung oder Weiterentwicklung. Jedenfalls ist Wissenschaft etwas, was immer wieder Bezug auf sich selbst nimmt, die eigene Arbeit oder die Arbeit Dritter, und von daher braucht sie per se erst einmal Kommunikation und Publikation.

Zum Zweiten spielt sich Wissenschaft zunehmend in einer hohen Komplexität ab, das heißt, sie nutzt Kommunikation auch, um unter diesen Rahmenbedingungen, um es mit den Worten Rudolf Stichwehs zu sagen, anschlussfähig zu sein. Es geht darum, in der jeweiligen Disziplin oder auch im jeweiligen Fachdiskurs überhaupt wahrgenommen zu werden und dadurch die eigene Relevanz herzuleiten.

Daneben gibt es – und auf diese Ebene möchte ich mich konzentrieren – die gesellschaftspolitische Ebene. Dort geht es zum einen sicherlich darum, dass Wissenschaftskommunikation auch ein Instrument der Legitimation der eigenen Arbeit gegenüber der Gesellschaft ist. Das ist einmal die Legitimation im Sinne von Legitimieren der eigenen Ressourcen, die man verbraucht. Sie alle befinden sich immer in Konkurrenz mit anderen Bereichen, die ebenfalls Zugriff auf finanzielle Ressourcen haben wollen. Hier kann Wissenschaftskommunikation sicherlich ein Stück weit legitimieren im Sinne eines gesamtgesellschaftlichen Impacts, das heißt sie kann darstellen, was eine Gesellschaft überhaupt von Forschung und Wissenschaft hat. Der zweite Aspekt der Legitimation betrifft aus meiner Sicht die Legitimation von wissenschaftlichen Fragestellungen oder Forschungsgegenständen, das heißt Wissenschaftskommunikation sollte oder kann ein Stück weit auch immer darlegen, worin denn die Relevanz des einzelnen Forschungsthemas liegt. Damit geht es natürlich letztlich auch um die Legitimation von

Forschungsergebnissen. Hier spielen Dinge wie Technikfolgenabschätzung oder Risikoabwägung, Wissenschaftsethik eine entscheidende Rolle. Nach meinem Verständnis hat Wissenschaftskommunikation immer wieder die Aufgabe, die Frage zu beantworten: Wie geht Wissenschaft eigentlich mit den Ergebnissen der eigenen Arbeit um?

Grundsätzlich gilt, dass Wissenschaftskommunikation im 21. Jahrhundert in einer Zivilgesellschaft, in der außerparlamentarische Entscheidungsprozesse zunehmend wichtiger werden – ich nenne nur das Stichwort Wutbürger – enorm relevant geworden ist, und zwar gesamtgesellschaftlich relevant und nicht nur für die Wissenschaft.

Relevant, denn Menschen tragen – technologische, gesellschaftliche oder soziale Neuerungen – da können Sie jeden Bereich nehmen, nur in dem Maße mit, wie sie die neuen Entwicklungen auch tatsächlich verstehen und bewerten können. Von daher ist Wissenschaft inzwischen auch ein Gegenstand, der alle Lebensbereiche durchdrungen hat, von der Politik bis zur Werbung. Sie werden in der Politik kaum noch ein Fachforum finden, was nicht mit Wissenschaftlern besetzt ist. Es gibt kaum einen Politikbereich, in dem nicht wichtige, grundlegende Entscheidungen durch wissenschaftsbasierte Untersuchungen flankiert werden, bis hin – wie gesagt – zur Werbung. Sie kaufen heute fast kein Shampoo oder keine Zahncreme mehr, bei der Ihnen nicht attestiert wird, dass irgendein Wissenschaftsinstitut die Wirkung auch tatsächlich belegt.

Diese besondere Bedeutung von Wissenschaft und auch die zunehmende Relevanz von Wissenschaft in gesamtgesellschaftlichen Kontexten außerhalb des eigentlichen Wissenschaftssystems ist natürlich zum einen dem rasant sich weiter entwickelnden Fortschritt geschuldet. Sie ist aber auch sicherlich in dem Maße gefordert, wie wir sowohl in der Politik wie auch in gesellschaftlichen Diskursen allgemein immer mehr über Paradigmenwechsel reden oder das Thema gesellschaftliche Transformation angehen.

Ich bin gebeten worden, in meinem Kurzbeitrag meine fünf Kriterien für gute Wissenschaftskommunikation zu formulieren und ich beziehe mich dabei – wie gesagt – nur auf die zweite gerade ein wenig abgesteckte Ebene der eher allgemeinen, gesellschaftlichen Relevanz.

Erstens: Gute Wissenschaftskommunikation muss Wissenschaft aus dem Elfenbeinturm herausholen, das heißt sie muss eigene Foren schaffen, sie muss eigene Formate und Medien bedienen, wo sich Gesellschaft und Wissenschaft auf Augenhöhe begegnen können. Sie muss ein Stück weit übersetzen, sie muss das Handwerk der Reduktion beherrschen, sie muss gesellschaftliche, technische oder wirtschaftliche Relevanzen erkennen und darstellen. Und das auf eine Art und Weise tun, dass sich auch die Gesellschaft insgesamt oder der fachkundige Laie ein eigenes Urteil bilden können. Das ist zunehmend wichtig. Das Problem ist, dass für diese Art der Kommunikation das Wissenschaftssystem selbst bisher kein Belohnungssystem kennt. Von daher kann ich mir sehr gut vorstellen, dass viele von Ihnen, die in ihren jeweiligen Wissenschaftseinrichtungen oder Hochschulen mit diesem Thema befasst sind, auch nicht immer unbedingt nur offene Türen einlaufen.

Zweitens: Gute Wissenschaftskommunikation muss Bedenken von Menschen ernst nehmen. Sie muss vor allen Dingen auch die Menschen als „nicht professionelle oder semiprofessionelle“ Experten ernst nehmen, weil eine wissenschaftsinteressierte Öffentlichkeit – und das sind ja sozusagen ihre Adressaten – immer Menschen sind, die auch entweder schon hohes Fachwissen haben oder aber bereit sind, sich Fachwissen

anzueignen. Und wenn Sie sich heutzutage wissenschaftliche Debatten anschauen, vor allem, wenn es um gesellschaftlich kritische Fragen geht, dann werden Sie feststellen, dass die wissenschaftliche Seite und die – sagen wir einmal – Laienseite, jedenfalls für den, der nicht in der jeweiligen Disziplin drinsteckt, kaum noch auseinander gehalten werden kann. Gehen Sie auf irgendein Panel, bei dem ein Kernforscher mit einem Atomkraftgegner diskutiert und Sie werden, wenn Sie nicht gerade selbst in der Kernforschung unterwegs sind, kaum unterscheiden können, wer woher kommt. Das gleiche gilt für das Beispiel Medizin. Heute sind viele Patienten durchaus sehr gut organisiert und Experten ihrer eigenen Erkrankung. Und es gibt durchaus auch schon Formate, Stichwort Patientenuniversität, die genau diese Ebene bedienen und letztendlich auch eine Art Wissenschaftskommunikation darstellen.

Konsequent weiter gedacht heißt das aber auch, dass Wissenschaftskommunikation eben keine Einbahnstraße sein soll. Es gibt nicht nur den Absender und den Empfänger, und dann ist die Kommunikation tot, sondern sie muss Bürgerinnen und Bürgern die Möglichkeit geben, ihre Erwartungen und Anregungen zu äußern und ihre Meinung an Wissenschaft und Wissenschaftspolitik zurückzukoppeln. Wir haben hier gemeinsam mit der VolkswagenStiftung im Moment ein Programm laufen, *Wissenschaft für nachhaltige Entwicklung*, und werden im Oktober zwei Tage lang die einzelnen Anträge vorstellen, unter Beteiligung der Öffentlichkeit. Ich glaube, das ist eine Premiere, und ich bin sehr gespannt darauf. Wir haben uns sehr darüber gefreut, dass die VolkswagenStiftung bereit war, diesen Prozess der Beteiligung durch die Öffentlichkeit ein Stück weit wissenschaftlich zu begleiten und evaluieren zu lassen.

Drittens: Gute Wissenschaftskommunikation muss Transparenz schaffen und Partizipation ermöglichen, weil sie dadurch, einen wichtigen Beitrag dazu leisten kann, gesellschaftlich relevante Themen und Wissenschaft stärker miteinander zu verschränken. Das ist eines der Prinzipien der Transdisziplinarität, dass Praxis und Theorie eben in beide Richtungen Rückkopplung erfahren. Auch hier ist Wissenschaftskommunikation enorm wichtig.

Außerdem gilt natürlich für Wissenschaft immer, dass sie immer interessengeleitet ist, DIE objektive Wissenschaft existiert nicht und deshalb muss gute Wissenschaftskommunikation auch Forschungskontexte auflegen. Sie muss immer erkennbar machen, wer eigentlich in wessen Auftrag mit welcher Fragestellung und warum genau zu diesem Zeitpunkt an welcher Frage forscht. An dieser Stelle entbindet die Wissenschaftsfreiheit, die es ansonsten selbstverständlich zu verteidigen gilt, nicht von der Notwendigkeit, die eigene wissenschaftliche Arbeit offen zu legen. Wir treffen mit der niedersächsischen Landeshochschulkonferenz als Wissenschaftsministerium eine Vereinbarung, wie eine solche Transparenz aussehen kann. Auslöser war unter anderem eine von Medien angeregte Abfrage darüber, an welchen Hochschulen es welche militärisch relevanten Drittmittel-Forschungsprojekte gibt. Und was mich zum Nachdenken gebracht hat, war eigentlich weniger das, was an einzelnen Projekten zurückgemeldet wurde, sondern die Tatsache, dass selbst die Hochschulleitung, also die Hochschulen selbst, überhaupt keine Ahnung davon hatten, was an ihren Hochschulen im Einzelnen geforscht wird. Das ist ein Zustand, der im Sinne einer guten Wissenschaftskommunikation unhaltbar ist.

Viertens: Gute Wissenschaftskommunikation muss sich – das mag ein sehr profanes Argument sein, aber ich finde es trotzdem wichtig – auch medial verkaufen lassen. Das heißt jeder und jede von Ihnen, die mit dem Thema Wissenschaftskommunikation ver-

traut sind, müssen entweder weil Sie selbst auf der Presseseite arbeiten oder weil Sie mit ihrer Pressestelle gemeinsam etwas erarbeiten wollen das professionelle Handwerk der Pressearbeit beherrschen. Sie müssen gute Kontakte zum Journalismus haben, der nicht zuletzt aufgrund des hohen Drucks in Sachen Arbeitsverdichtung und Personalabbau zunehmend Erwartungen formuliert, dass sozusagen die perfekt aufbereitete Message aus dem Wissenschaftsbereich schon fertig verpackt geliefert wird.

Wissenschaftskommunikation, das ist eher eine Selbstverständlichkeit, muss natürlich Web 2.0 kompatibel sein. Dieser dialogische Ansatz und auch die Spontaneität der Reaktion bergen zwar sicherlich auf der einen Seite all die Gefahren, die diese neuen Kommunikationswege mit sich bringen, aber sie bieten natürlich auch die Chance, neue Zielgruppen zu erreichen und tatsächlich in Interaktion miteinander zu treten. Und das ist das Medium der Zukunft, von dem sich auch Wissenschaftskommunikation nicht ausschließen kann und darf.

Mein letztes und fünftes Kriterium: Gute Wissenschaftskommunikation darf faszinieren, darf einfach Promotion sein, darf einfach für die eigene Arbeit und die eigene Forschung werben. Es gibt viele gute Formate im Medienbereich, die durchaus auch Wissenschaftskommunikation anbieten können. Es gibt sie ja längst – die eigene Profession des Wissenschaftsjournalisten.

Abschließend, weil Sie im Programm zur Veranstaltung die Frage aufwerfen „Image statt Inhalt?“, ist noch zu bemerken, dass das Ganze nicht als Widerspruch wahrgenommen werden sollte. Natürlich ist bei Kommunikation, bei Wissenschaftskommunikation, auch immer erlaubt, ein Stück weit Imagewerbung zu sein. Aber am Ende wird sie nur dann funktionieren, wenn auch die Inhalte stimmen. Von daher finde ich, das ist kein Widerspruch.

Als Fazit: Gute Wissenschaftskommunikation – soweit es jedenfalls die gesellschaftliche Ebene betrifft – muss eine Brückenfunktion einnehmen, um eine Rückkoppelung zwischen Wissenschaft und Gesellschaft sicher zu stellen, und zwar in beide Richtungen. Das heißt aber auch, sie doziert nicht, sie dokumentiert nicht, sondern sie kommuniziert, und zwar im besten Sinne des Wortes als wechselseitige soziale Interaktion. Deshalb muss es ihr Ziel sein, selbst für kompliziertes, spezifisches Expertenwissen ein gemeinsames Bezugssystem zu schaffen, damit Wissenschaft auch die Anschlussfähigkeit an die Gesellschaft behält. Das sollen meine fünf Kriterien gewesen sein.

Vielen Dank.